

Literatur als Spiegel der Gesellschaft

Der ewige Streit der Alten und der Neuen («La Querelle des Anciens et des Modernes»), bei welchem sich seit Sonnenkönigs Zeiten die Anhänger einer stil- und normbewussten Literatur und jene einer genieverpflichteten und vorbildfreien Literatur Gefechte liefern, gehört zum Kunstbetrieb der Moderne wie die Auseinandersetzungen um die Reformen der Rechtschreibung zur Sprachdebatte.

Diese «Querelle» wirkt sich grundsätzlich stimulierend auf das Literatur- und Kunstschaffen aus, denn jede Partei versucht, das Lesepublikum von ihrem Standpunkt zu überzeugen – entweder im Einklang oder im Gegensatz zum öffentlichen Diskurs. Je nach Epoche wird die allmächtige «opinion publique» die eine Strömung als zeitgemäss hochjubeln und die andere als verstaubt abstempeln. In diesem Streit spiegeln sich also ideologische Machtverhältnisse wider, die der Gesellschaft zu Grunde liegen. Obwohl naturgemäss jede Epoche in ihrem eigenen Zeithorizont eingeschlossen ist und nur aussergewöhnlich kritische Distanz es ihr ermöglichen würde, einen Überblick und Ausblick zu erhalten, hegt sie in der Regel kaum Zweifel daran, welche Haltungen und Vorstellungen ihrer Zeit als modern oder als veraltet einzustufen sind. Ausserdem scheint es im Rückblick so, dass sich, nach dem Untergang des Sonnenkönigs – und in Reaktion auf die damalige etikettenreiche Standesgesellschaft – die «Modernen» allmählich durchgesetzt haben.

Die immer wieder aufkommenden Scharmützel – zum Beispiel, ganz kürzlich, zwischen Felix Philipp Ingold und Martin R. Dean in der *NZZ* – sind sicher auch in diesem Zusammenhang zu bewerten, obgleich wir es hier nicht mehr mit Racine und La Fontaine («les Anciens») oder Perrault und Fontenelle («les Modernes») zu tun haben. Nach Ingold rührt die Stillosigkeit in der zeitgenössischen Literatur daher, dass die Literatursprache sich immer mehr der Alltagssprache annähert, mit der Folge, dass Literatur ihren Kunstcharakter, ihre eigene Sprache verliert. Dahingegen befindet Dean, dass eine solche äussere Beurteilung von Stil veraltet sei, da sie eine wertende Norm setzt, die Kunstsprache von Alltagssprache unterscheidet. Ihm zufolge gibt es «eine Literatursprache» gar nicht, sondern Schreiben wird zur Literatur, wenn sich in unserem «Innenraum» eine eigene Sprache herausbildet.

Alltagssprache verwandle sich so in Kunst – und diese persönlichen Schreiberfahrungen werden heute auch in (den) Schulen vermittelt. Was für den einen unreflektierte Plauderlyrik ist, bedeutet für den anderen gute, wahre Literatur. Dichtung ist nicht Kunst und Stil, die der Leser durchaus auch objektiv beurteilen könnte, sondern persönliche Sprache, die Dichtung als Wahrheit festschreibt.

Aber stellen wir uns zum Abschluss wieder in den historischen Ablauf, auch wenn dies schwerfällt. Wenn wir unsere vom kulturellen Relativismus beherrschte Gegenwart betrachten, stellen wir fest, dass die literarischen Normen seit mehreren Jahrzehnten dekonstruiert sind und einem Raum Platz gemacht haben, wo die Normverneinung zur unausgesprochenen – und dadurch unanfechtbaren – Norm geworden ist. Deshalb ist nicht auszuschliessen, dass von Zeit zu Zeit Stimmen laut werden, die versuchen, unter humanistischen Vorzeichen von diesem neonormativen Diskurs, der inkognito daherkommt, abzuweichen und gewisse allgemein erkennbare und diskutierbare Kriterien als Orientierungshilfen für den Kunst- und Literaturbetrieb in unserer Gesellschaft aufzustellen. «La Querelle des Anciens et des Modernes» ist also aktueller denn je – und wir dürfen nicht vergessen, dass noch nicht entschieden ist, wer schlussendlich zu den Alten und wer zu den Neuen zu rechnen ist.

Dr. Romain Racine

Université de Fribourg

Lektor für Französisch – Ausbildung «Bilingue plus-Recht» -----Fribourg, den 15. Februar 2017